

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 282.

Freitag, 14. Oktober

1892.

Im Zick-Zack

durch die Liebe

ROMAN VON FEODOR VON ZOBELTITZ

9. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten).

Im kleinen Speisesaal war der Mitteltisch gedeckt. Der Diener und zwei flinke Mädchen in der weiblichen Hausflotte, niedliche Kammerkädchen, wie die Susanne im „Figaro“, hantierten noch lautlos umher, schoben und rückten an den Gedeken, an den Platten mit Aufschnitt und Sandwiches, Tellern, Tassen, Gläsern und den Plafons mit Süßwein und Likören. Es blinkte und blühte, es war reich, doch nicht üppig, es war Heimgeist in bester Form. Vorhänge schlossen die Fenster, an den Wänden flammten die elektrischen Leuchter, die Krone über dem Tisch brannte nicht.

„Wo sitzt der Papa?“ fragte Jutta.

„Rechts von mir“, gab Grittie zurück.

Jutta hatte noch eine besonders schöne, stark gefüllte Bourbonrose gefunden, die legte sie neben das Gedek für ihren Vater. Grittie sah es und lächelte freundlich.

„Fertig!“ sagte sie. „Nun geht in euer Zimmer, Kinder...“ Sie verschwanden. Grittie warf einen letzten prüfenden Blick durch das Gemach, die Dienerschaft trat zurück und ließ sie vorüberschreiten, durch den anstoßenden Salon, durch ihr Wohnzimmer und eine kleine Bibliothek auf die Terrasse des Hauses.

Sie sah ihre drei Männer an der Balustrade, Caplus in der Mitte, mit erhobenem rechtem Arm in die Ferne weisend, und blieb hinter ihnen stehen. „Bürgli“, sprach Caplus im Verfolge der Unterhaltung, „die beste Photographie kann für uns immer nur ein Erinnerungszeichen sein. Man muß mit eigenen Augen in die Landschaft schauen, wenn man sie mit ihren Farben, ihren Lustproblemen, ihren Stimmungen aufnehmen will. Natürlich kann der Künstler die Landschaft auch nur als Kulisse für eine figürliche Darstellung benutzen, kann sie behandeln wie Botticelli, neutral, andeutungsweise, absichtlich flüchtig, um die Figuren um so plastischer abzuheben. Sache für sich. Aber wo die Staffage hinter das Landschaftsbild zurücktritt, kann man das Malerische der Natur nur so wiedergeben.“

Da tippte die Hand Gritties ihm von rückwärts auf die Schulter. — wie wir sie mit der Seele fühlen“, schloß sie den Satz, „wie Corot und Manet und Sixtus Caplus.“

Die Drei fuhren jach herum, alle Gesichter lachten, Bürgli zupfte noch rasch an seinem Reformcut, dann küßte man der Dame, im Abendlicht nun selbst eine malerische Impression, die Hand, und die Stimmen klangen in den Begrüßungsworten durcheinander.

Es war, als sei man sich niemals fremd geworden. Drei Freunde besuchen eine gute Freundin zu einer Plauderstunde beim Tee. Man schritt gemeinsam zurück durch die kleine Bibliothek, das Wohngemach der Hausfrau, den großen Salon in das Speisezimmer, nahm Platz, es wurde serviert, und ein munteres Gespräch

hub an, das tändelte fort auf der Oberfläche eines gleichgültigen Allerlei, bis ein Fingerwink Gritties den Diener und die Mädchen entließ.

Da wurden die Gesichter der Herren auf einmal ernster, gespannt und erwartungsvoll, ganz unwillkürlich, wie im Theater, wenn in den Mienen der Darsteller das fühlbare Nahen einer großen Szene zum Ausdruck kommt.

Die nahte auch jetzt. „Schenkt euch die Gläser voll, Messieurs“, sagte Grittie, „da stehen Cherry und Schnäpse, und greift zu den Zigaretten, Bedienung ist überflüssig geworden. Ich kann mir vorstellen, daß euch meine Einladung etwas überraschend gekommen ist. Nun hätte es meinem Empfinden keinen Augenblick widersprochen, mich mit euch wieder einmal auszulaulern — ich nehme immer noch Interesse an euren Lebensumständen —, aber was ich euch mitzuteilen habe, geht doch über den Plauderton hinaus, es ist eine ernsthafte Sache, die mich zum erstenmal im Leben mit Sorgen beschwert.“

Eine kleine Pause folgte. Döhler, der rechts neben Grittie saß, heftete die Augen auf das Tisch Tuch; er fühlte ein ähnliches Unbehagen, ein Nervensehern, wie vorhin beim Frühstück im Hotel. Bürgli suchte im Gesicht Gritties nach Klärung und fand keine. Seine psychoanalytische Begabung ließ ihn im Stich. Caplus trank hastig seinen Cherry, zuckte mit den Gliedern, rückte auf seinem Stuhle hin und her, er war sehr unruhig. Daß Grittie sich Sorgen machen konnte, ganz tüchtige Sorgen, wie es schien, hätte er nie für möglich gehalten. Der Gedanke regte ihn auf.

Sie ging weiter. „Es ist euch bekannt“, fuhr sie fort, „daß ich von meiner Mutter ein großes Vermögen erbt hatte. In unsern Ehen wart ihr ja das miterhaltende Element und habt mir eigentlich nie Vorwürfe über meine Verschwendung gemacht — oder doch nur selten und immer lebenswürdig. Nun ja — verschwenderisch war ich, ich leugne es nicht. Aber ich bitte euch: Was heißt Verschwendung? Es kann ein Ausfluß von Frohigkeit sein, ein angeborenes Talent, ein instinktives Bedürfnis der Seele, es kann zur Kunst des Lebens gehören. Ich habe niemals toll und wüß drauß losgewirtschaftet, sondern immer nur einfach, freilich einfach nach meinem Geschmack. Es ist nicht wahr, daß ich Lurus getrieben habe, ich habe nicht einmal den Sinn des Besitzes begriffen, weil mir der Besitz an sich gleichgültig war und nichts weiter als ein Mittel zum Zweck. Was war der Zweck? Lebensfähigkeit, Existenzfunktion — keinerlei Neigung zu teuren Marotten, nie suchte ich eine Steigerung meines Lebens durch kostspielige Außerlichkeiten, immer aber in einer Lebensführung nach meinem Gefühl und meinen Nerven. Ich hätte mit meinem Vermögen spekulieren und es verdoppeln und verdreifachen können. Das ist mir nicht eingefallen. Ich habe kein Kaufmannsblut. Deshalb

lag mir auch nie eine trübselige Otonomie. So war, im Grunde genommen, mehr unwirtschaftlich als verschwenderisch. Aber laßt mich meinerwegen als Verschwenderin gelten, es tut mir nicht weh. . .

Wieder kam ein kleiner Einschnitt im Sprechen Gritties. Die Herren, die, ohne zu lächeln, mit geschlossener Miene der Sache nach einer Verteidigung ihrer kleinemenschlichen Schwächen folgten, spürten, wie schwer ihr auf einmal die Worte wurden. Es fladerte in ihren Augen, um ihre Mundwinkel ging ein nervöses Zucken, der herrische Ausdruck in ihren Zügen wurde wie zu einer Bitte in Demut. Aber sie überwand sich rasch und sprach weiter.

„Es ist nun so gekommen, wie es einmal kommen mußte: das Erbteil meiner Mutter ist aufgezehrt. Ich habe nie an das Ende gedacht — wahrhaftig nie! — ich kümmerte mich gar nicht um das, was noch da war — aus Leichtsinne, auch aus Verachtung des Geldes. Nicht einmal der Gedanke, daß ja noch ein reicher Vater hinter mir stand, ist je, so wie ein befreiender Atemzug, in mir aufgestiegen. Durch meinen Vater erfuhr ich auch erst, wie die dumme Geschichte lag. Ihr kennt den alten Herrn, ich weiß, ihr habt auch Schätzung für ihn — ja natürlich, seine ganze Persönlichkeit in ihrer tuor-rigen Eigenart kann schon imponieren. Aber seht, ich für mein Teil habe mich nie mit ihm verstehen können. Ich hatte nur immer einen höllischen Respekt vor ihm, mehr Scheu als Ehrerbietung. Das lag an ihm wie an mir. Wir sind beide zu hartnäckig und steden zu sehr voller Eigenwillen, um gütlich miteinander auszukommen. Jetzt muß ich jäglam sein, Angehöriger ist nicht mehr möglich, ich bin vollkommen abhängig von ihm geworden. . .“ Kurze Pause, ein Nippen am Wasserglas, dann wieder weiter. . . „Ein Brief von ihm stellt mir entscheidende Forderungen. Er verlangt Jutta und mich für sich. Weil er des Alleinseins überdrüssig ist.“

Der Generalkonsul hob leicht die Rechte aus dem Handgelenk. „Ein Einwurf, Grittie“, sagte er ernst. „Über unser Verhältnis zu Jutta liegen vertragliche Abmachungen vor.“

„Selbstverständlich“, entgegnete sie eifrig, „darüber ist es auch niemals zum Streit zwischen uns gekommen. Ich lasse dir und Jutta völlig freie Hand, wir haben nicht nötig, die Frage in die Debatte zu ziehen. Hört weiter! Er schreibt mir, daß er noch ein Jahr zu leben hoffe. Das ist ein Fristjahr für mich, für das er mir eine Rente aussetzt, mit der ich vorläufig existieren kann wie sonst. Dann aber hört es auf, wenn ich nicht. . .“ ein Augenblick des Zögerns trat ein, ehe sie hastig zu Ende kam. . . „wenn ich nicht bis dahin noch einmal vernünftigt geheiratet habe — so vernünftig, wie er sich das denkt. . .“

„Donnerwetter!“ sagte Caylus unwillkürlich und biß sich auf die Lippen. Döhler schüttelte den Kopf, er hatte sich auf Unerquickliches gefaßt gemacht, aber das war doch geradezu lächerlich, eine Verzerrung ins Groteske. Um Bürglis Lippen spielte denn auch ein abgekürztes Lächeln, unmerklich und sehr ernsthaft.

„Wie er sich das denkt“, wiederholte Grittie mit erhobener Stimme und auch einem Lächeln um den Mund, wie es in zornigem Affekt einem Aufwallen von Verachtung Ausdruck geben kann. „Also er will, daß ich abermals heirate und mit meinem Gatten den Erlenshof übernehme. Am liebsten einen Schweizer, jedenfalls soll mein Mann das Schweizer Bürgerrecht erwerben und um die Erlaubnis einkommen, zu seinem Namen noch den der Erlau führen zu dürfen. Die Erlau sollen weiterblühen auf heimatlicher Erde. Das ist sein Wunsch — oder sein Befehl. Ein begreiflicher Wunsch, könnt ihr sagen. Charles Bürgli, ich sehe, du nist, du bist selbst Schweizer. Gut, ich achte das Heimatgefühl. Aber durch ein Kommando läßt sich das nicht erzwingen und — entschuldigt! — durch ein Kommandowort doch auch nicht die blühende Nachkommenschaft, die er haben möchte. . .“ Das Lächeln verstärkte sich und wurde bitterer, aber sie strich es fort mit flacher Hand, die

ste ist heute schon heiratsfähig. Darüber geht er hinweg. Oh, ich weiß, was er will. Mich will er vor allem an die Scholle ketten, meinen letzten Rest an Lebensluft in die Enge zwingen, mich an sich fesseln und mir damit meine Selbstständigkeit nehmen. Er kann noch zwanzig Jahre leben — das Gnadenjahr, das er mir schenkt, soll nur eine Probe auf meine Willfährigkeit sein. Gib mir ein Glas Cherry, Luz Döhler!“

Sie trank durstig und rasch. Und dann schweiften ihre schönen Augen rundum, jeder der Drei konnte einen dunklen Blick fangen, er glitt ziemlich flüchtig an Döhler vorüber, hielt Bürgli fester und traf wie ein hastendes Wurfgeschoss den Grafen Caylus in das blaß gewordene Gesicht. Ja, Caylus war blaß geworden vor innerer Erregung, die Nervenspannung schärfte seine Züge und schob das Kinn lauernd vor — Döhler, der ihm gegenüber saß und ihn beobachtete, dachte: Er sieht aus wie ein Sekundaner, der nicht sicher ist, ob er in die Prima versetzt wird. Während auch Bürgli fiebrig zu werden schien — man merkte das am Muskelspiel seines Gesichts und dem Flirren in seinen Augen —, stand Döhler stichtlich über der Sache, wie einer, der sich sagte: Was kann noch kommen? Entweder ein Riesenpump, mit dem ich mich abfinden werde, oder eine Berrücktheit, die mich nichts angeht.

Grittie schob das Weinglas vor sich und sprach weiter, wieder mit einem kleinen Lächeln, aber nun einem lebenswürdigen, als sehe sie den kommenden Notwendigkeiten mit seelischer Heiterkeit entgegen.

„Der Standpunkt meines Vaters ist unerschütterlich, dagegen ist nichts zu machen. Ich habe zu wählen: entweder ich heirate zu viertenmal unter den gestellten Bedingungen, oder ich bin übers Jahr vogelfrei und kann mir selbst meinen Erwerb suchen, ich weiß nur nicht welchen. Gewiß, es liegt die Möglichkeit vor, daß ich Ansprüche auf ein Pflückteil erheben könnte, ich glaube, es gibt so etwas in den Gesetzen, aber — um Gottes willen! — so ein Zank kann sich lange hinziehen und ekelhaft werden, und wovon soll ich inzwischen mein Leben fristen? Ich habe ja nichts weiter gelernt, als die Augen offenzuhalten. Ich kann weder nähen noch stricken noch sticken, kann nicht einmal auf der Maschine schreiben, ich spreche zwar ein halbes Duzend Sprachen, aber ich bin unfähig, sie zu lehren. Es bleibt mir also nichts weiter übrig, als mir den gewünschten Gatten zu suchen — einen, der Lust hat, Herr von Erlau zu werden und einen reichen Besitz in Verwaltung zu nehmen. Finden würde er sich schon — es könnte einer sein, der mit sich sprechen läßt, der mein Gemahl wird, doch nicht mein Mann — einer, der sich bereit erklärt, zur gegebenen Zeit unter gewissen Bedingungen anstandslos zurückzutreten. Sowohl, das wäre zu finden, auch aus guten Häusern. Aber, Messieurs, es wäre doch ein schmählischer Handel, vor dem ich Angst habe und Grauen. Selbst für den relativ Anständigsten könnte einmal die Stunde kommen, in der er auf sein Herrenrecht pocht, vielleicht auch auf das Allermenschlichste in ihm. Ist es nicht so?“

Die Frage klang schrill über den Tisch — es war wieder aus mit der seelischen Heiterkeit.

Döhler sagte nichts, er saß steif auf seinem Stuhl, mit verstränkten Armen und ehernem Gesicht. Er wartete ab. Zweifellos kam doch noch eine Berrücktheit.

„Natürlich ist es so“, sagte Bürgli — er hatte es im Gefühl, daß einer unbedingt antworten müsse — es spritzte auch etwas durch sein Hirn, das sich nicht so recht auf der Zunge formen ließ — vage Vorstellungen, noch unklar übereinandergestülpt. „So geht es nicht, Grittie! Das sind unmögliche Dinge, die deiner nicht würdig sind. Du kannst nicht.“

Aber da unterbrach ihn Caylus. Er schlug in der Aufregung mit der Hand auf den Tisch.

„Mein Himmel“, rief er, „was redest, was redest du, Grittie? Sind wir denn nicht auch noch da, die dir helfen können?“

(Fortsetzung folgt.)

„Um ihr Interesse an ihren Freunden zu beweisen, fragen die Chinesen sich bei der Begrüßung, ob sie Reis gegessen haben; die Perser sagen: „Transpirierst du?“ Die Kalmücken reiben als Gruß heftig atmend Nase an Nase; die Tibetaner strecken die Zunge heraus, fletschen mit den Zähnen und kitzeln sich gegenseitig am Ohr; die Melanesen lassen sich von dem Fuß des Besuchers den Kopf straken; die afrikanischen Neger küssen ihren Gast auf den Mund und reiben ihr Gesicht gegen das seine. Bei uns läßt der Herr auf der Straße den Hut. Der Ursprung dieser Sitte ist symbolisch. Er bedeutet: Demütigung. Früher trugen die Männer eine Kopfbedeckung aus Metall oder solche mit Federbüschen. Barhäuptig dastehen war gleichbedeutend mit: die Federn verlieren, sich die Krone entreißen lassen, sich entwandern, sich unterordnen, abdanken, sich auf Tod und Leben ergeben.“ Mit dieser kleinen ethnologischen Betrachtung leitet Paul Reboux seine Ansichten über die beste Form des Grußes ein, die er in seinem soeben in deutscher Übersetzung bei R. Piper u. Co. in München erschienenen amüsanten Buch „Die neue Lebensart“ veröffentlicht. Er beschäftigt sich hier mit dem „guten Ton in allen Lebenslagen“, der heute in den Tagen des Autos und Flugzeugs so ganz anders geworden ist als in der Zeit der Postkutsche. Auch der Gruß ist heute vereinfacht, sollte aber doch wenigstens gewisse Formen bewahren. So empfiehlt Reboux: „Entbieten Sie einen vollständigen Gruß. Es ist unhöflich, die Hand nur an die Krempe des Hutes zu legen wie beim militärischen Gruß. Die Anstandsregeln lehren das alles und noch dies: ein Mann soll niemals eine Frau grüßen und dabei Zigarre, Zigarette oder Pfeife im Munde behalten; auch ist es unhöflich, zu jemand, der in höherer Rangstufe steht, zu sagen: „Bitte, behalten Sie den Hut auf“; ebenso unhöflich wäre es, wenn wir selbst uns bedecken und nicht die Person, mit der wir sprechen, aufforderten, das gleiche zu tun.“

Der Händedruck hat denselben Ursprung wie der Gruß. Jemandem die rechte Hand zu geben, galt einst als freundschaftlicher Beweis dafür, daß man Vertrauen haben könne und daß man unbewaffnet sei. Es wurde früher anempfohlen, nie die behandschuhte Hand zu reichen. Diese Vorsicht läßt sich auf zweierlei Art erklären. Zur Zeit der Borgias grassierte die Mode der vergifteten Handschuhe. Ein Händedruck vergiftete die Speisen, die mit dem Handschuh in Berührung kamen. Dann wieder trieb man sich bis zum Ende des 18. Jahrhunderts in den Straßen der Städte zu Pferde herum. Der Handschuh hielt die Zügel. Er kam in Berührung mit der Haut des schweißenden Pferdes, mit seinem schaumigen Gebiß. Mit diesem Handschuh konnte man selbstverständlich die Hand seiner Bekannten nicht berühren. Noch heutigen Tages, wenn ein Automobilist die behandschuhte Hand am Steuer gehabt hat, wenn er seinen Schnellhebel angefaßt oder den Mechanismus seines Wagens geprüft hat, läuft er Gefahr, den Handschuh zu beschmutzen. Doch wenn es sich nicht um einen Sport-, sondern um einen Stadthandschuh handelt, wäre es erwünscht, die Regeln der Höflichkeit völlig umzukehren. Die einfache Vernunft, Sauberkeit, Anständigkeit gebieten den behandschuhten Herren ihren Handschuh bei der Begrüßung anzubehalten. Tatsächlich ziehe ich die Begrüßung eines schwedischen oder Glacéleders der einer schweißenden oder wabbligen Hand vor.“ Der Händedruck kann einigen Aufschluß über den Charakter des Grüßenden gewähren: „Mancher Händedruck ist energisch, freimütig, offen. Mehr als ein Plauderstündchen kann er vertraute Stimmung herstellen. Dagegen mißtraue den weichen Fingern, die möglichst schnell wieder loslassen wollen, den geizigen Fingern, die sich nicht geben, den halbloosen Fingern, die wie Butter in der Pfanne zergehen, den unverschämten Fingern, die es verschmähen, sich darzubieten. Einer dieser Händedrücke genügt, um sich sofort unbehaglich zu fühlen. Es ist unschicklich, eine Hand mit aller Gewalt zu drücken und sie lange festzuhalten, wie es Engländer und Amerikaner zu tun pflegen. Was das Handgeben zwischen Mann und Frau betrifft, so herrscht hier die gleiche Regel wie beim Gruß. Der Mann soll abwarten, die Frau soll die Geste andeuten.“ Der Handschuh ist heute eigentlich unmodern geworden, so daß der Verfasser den Ratsschlag gibt, man sollte am besten niemals einer Frau die Hand küssen: „Begnügen Sie sich damit, die Hand, die man Ihnen reicht, leicht zu drücken und machen Sie dabei eine kleine Verbeugung — das ist alles. So werden Sie sich in jeder Situation richtig benehmen.“ Jedenfalls paßt der Handschuh nur in eine Umwelt, in der die Höflichkeit noch blüht. In großer Gesellschaft, auf der Straße, im Gewoge ein's Massenempfanges ist er nicht am Platz. Nur im kleinen Salon, in der Theaterloge oder sonst bei intimen Anstaltungen sei er gestattet.

Dort, wo die blauen Berge in den Himmel ragen, hatte der stolze Adler auf einer scharf vorspringenden steilen Felsenspitze seinen Horst gebaut.

Die hohen und niederen, teilweise von Wäldern bestandenen Bergkluppen, zwischen denen die Wildbäche brausend zu Tal stürzten, waren seine Welt.

Wenn er im Morgendämmer auf Raub auszog, breiteten er seine mächtigen Schwingen und erhob sich höher, als je der Blick eines Menschen reichte. Er aber konnte mit seinen scharfen Augen alles entdecken. Selbst das kleinste Zicklein, das tief unten im Tale fröhlich spielte und hüpfte und dann, ehe es sich's versah, eine unerwartete Lustreise machte.

Auch der Hase, der sich, Männchen machend, die Augen puchte, entging seiner Raubgier nicht und konnte auf einmal die Welt aus solcher Höhe betrachten, daß ihm die Glockentürme der sieben umliegenden Dörfer nur mehr wie Kohlköpfe erschienen.

Dort flog der Adler auch hundert Meilen weit über Steinwüsten, dürftige bewaldete Felsen, abgründige Schluchten und graue, moosbewachsene Ebenen bis dort, wo die Berge mit ewigem Eise bedeckt waren. Und diese Bergkette war die Grenze des Reiches, über das er mit seiner Familie herrschte. Wehe dem Eindringling, der es gewagt hätte, in dieses Jagdrevier einzubrechen.

Eines Tages waren die Adlereltern wieder auf großer Fahrt. Die Mutter lehrte, ihres Jungen gedenkend, früher zurück. Sie kam mit einem neugeworfenen Gemslein in den Klauen raschen Fluges zum Horst, um dem immer hungrigen Kleinen ihre Beute zu bringen.

Aber als sie sich zu ihrem Bohnsitz niederließ, schlug sie plötzlich gewaltig mit den Flügeln und stieß einen so wilden Schrei aus, daß er als tausendfaches Echo widergestellte.

Die starken Äste, die die Form des Horstes stützten, waren auseinandergebogen und ringsum alles voll blutiger Federn. Das Nest war ausgeplündert und zerstört, das Junge, das schon täglich kleine Flugversuche gemacht hatte und dessen Schnabel schon kräftig genug war, um auch die immer größer werdenden Beutestücke zu zerhacken, war verwundet.

Die Adlermutter erhob sich wieder hoch in die Luft und blinzelte spähend unter sich. Und sie fand, was sie suchte.

Plötzlich brauste und pfliff es über den Köpfen der zwei Männer, die eben aus dem Bergwald traten.

Der eine von ihnen, offenbar ein Jäger, trug auf den Schultern einen Käftig aus Weidenzweigen und in diesem saß das Adlerjunges gefangen.

Während die beiden Männer Meile für Meile bergabwärts stiegen, dem auf einer Halde liegenden Hause zu, folgte die Adlermutter hoch in der Luft ihren Schritten. Die scharfen Augen sahen ganz genau, wie sich nach der Ankunft der Männer Erwachsene und Kinder um den Weidenkäfig scharten, um den seltenen Fang zu bewundern.

Den ganzen Tag umkreiste die Adlermutter das Haus, und als die Dämmerung einfiel, senkte sie sich tiefer herab, bis zu dem Schornstein, der sich auf dem Dachfirst erhob. Hier blieb sie die ganze lange Nacht und stieß so markdurchdringende Schreie aus, daß die Bewohner der Berghütte keine Ruhe fanden.

Raum aber brach der erste Lichtstrahl der aufgehenden Sonne durch die Dämmerung, erhob sie sich wieder in ihr hohes, unbeschränktes Reich, den scharfen Blick immer abwärts auf die Behausung der Männer, die ihr Junges gefangen hatten, gerichtet.

Nach Tagesanbruch begann es im Hause lebendig zu werden. Einige der Söhne kamen in den Hof und zersägen Holz. Zwei Frauen, eine alte und eine junge besorgten die Tagesarbeit in Scheunen und Ställen, die Männer verließen das Haus, um ihren Pflichten nachzugehen, und die kleinsten Kinder spielten im Hof herum.

Am späten Vormittag wurde auch der Käftig mit dem Adlerjunges in den Hof gebracht, und die besorgte Mutter in den Lüften erkannte jede Bewegung ihres Kleinen. Sie sah, wie das Junge verzweifelt in dem Käftig herumflatterte, non wütendem Freiheitsdrang besessen, unermüdlich auf seine Stäbe einhaarte.

Die Sonne stieg in den heißen Mittag, die Adlermutter kreifte weiter. Die Sonne sank langsam dem Westen zu, die Adlermutter wich nicht von der Stelle. Sie zog ihre Kreise über dem Haus und ließ keinen der Vorgänge darin aus dem Auge.

Die sah, daß der Käfig mit ihrem Jungen die ganze Zeit über völlig unbeachtet blieb, daß es denen, die es gefangen hatten, nicht eingefallen war, es zu füttern.

Am Abend trat die jüngere der beiden Frauen, die Jägerfrau, deren Mann den jungen Adler heimgebracht, aus dem Hause, stellte den Biegenforb mit ihrem zwei Monate alten Kind neben sich und machte sich daran, einige Wäschestücke zu schwemmen. Plötzlich durchschnitt ein schwarzer Schatten die Luft. Im Abenddämmerung widerhallte ein seltsam pfeifender Ton und das Brausen eines gewaltigen Flügelschlages.

Ehe die Frau noch imstande war, die Gefahr zu erfassen, hatte sich der Raubvogel auch schon auf die Wiege gesenkt, mit seinen Klauen das Kindchen gepackt, und die wie zur Salzsäule erstarrte Mutter sah, wie sich der Raum zwischen der Erde und ihrem Kinde immer mehr vergrößerte.

Die wilde, fast wahnsinnige Verzweiflung gab ihr einen Gedanken ein: Sie stürzte auf den Weidenläufig zu, riß die Türe auf, ergriff das Junge und hob es mit beiden Händen hoch in die Luft, ohne zu achten und zu fühlen, daß ihr der kleine Adler mit seinem Schnabel scharfe Hiebe versetzte und ihr das Blut über Kopf und Gesicht rann.

Die Adltermutter schwebte mit leisem Flügelschlag gerade über dem Hofe, und die junge Mutter unten auf der Erde sah mit von Blut geblendeten Augen, wie der große Vogel ihr Kind wie einen weißen, sich windenden Wurm in den Fängen hielt.

Aber plötzlich schien es ihr, als errate das Raubvogelweibchen, was die Menschenmutter von ihm verlangte. Es senkte sich langsam auf die Halde nieder und ließ das Kind aus seinen Krallen gleiten.

Mit atemloser Spannung hatte die junge Jägerfrau das Tun des Vogels verfolgt. Jetzt gab auch sie das Adlterjunge frei. Die beiden mütterlichen Instinkte hatten sich in der gegenseitigen Wiedererstattung verstanden.

Doch als die Adltermutter ihre Beute losgelassen hatte und sich von neuem empor schwang, knallte ein Schuß aus dem Hause, und die Stolge, Mächtige, stürzte leblos, mit weit ausgebreiteten Schwingen zu Boden.

Das befreite Adlterjunge hingegen erhob sich mit kurzen, aber kräftigen Flügelschlägen über die Waldegipfel ins Reich seines Vaters.

Der lachende Hörjaal.

Von Dr. Fritz Balder.

An einer kleinen süddeutschen Universität. Im Praktikum für systematische Philosophie fragt der Professor:

„Nun, Herr Kandidat,“ — der stand bereits in höheren Semestern — „was können Sie mir über die Entwicklung der ethischen Grundfragen im 18. Jahrhundert sagen?“

„Entschuldigen Sie, Herr Professor, bis Kant bin ich nicht gekommen!“

„Kant? Kant? Was wollen Sie denn? Was heißt Kant?“

Schließlich stellte es sich heraus, der Kandidat meinte Kant: Seine „Einführung in die Philosophie“, nach der er studiert hat, war in lateinischen Lettern handgeschrieben. — Die Geschichte ist wahr. —

Einer der beliebtesten Professoren, die in den letzten Jahrzehnten auf bayerischen Universitäten lehrten, war wohl Professor Emil Sehling in Erlangen. Er kannte seine Hörer schon ehe sie im Examen saßen und wußte, was sie wissen. Vom reinen Prüfungsdrill hielt er nicht viel.

Ein charakteristisches Bonmot aus seinem Hörjaal:

Mit dem juristischen Examenswissen ist es wie mit schlechten Wiken. Die Pointe hat jeder einmal gehört und dann — Gott sei Dank — wieder vergessen. Die Kunst des Prüfenden besteht darin, die Pointe dem Kandidaten wieder ins Gedächtnis zurückzurufen.

In München dozierte vor dem Kriege ein Professor der Kunstgeschichte, der uns zu früh gestorben ist. Er war von Statur kurz und gedrungen und liebte den Koffspoon. Wohl dieser Eigenschaften wegen hieß er bei seinen Schülern kurz „das Häßchen“, mitunter auch „Das Faß“. Bei Beginn einer Vorlesung erlaubte sich ein ungezogener Student zum Nachbarn die Bemerkung: „Da steht ja unser „Faß“ schon oben am Katheder.“ — Der Professor hatte seine Ohren, es blühte hinter seiner Brille und er parierte: „Das Faß? Meine Herren, ein Faß ist von Reifen umgeben, ich aber offenbar von Unreife!“

Neue Bücher

* **Gustav Renker: „Die Lawine von Faldum“.** (Verlag Friedrich Reinhardt, Basel.) In seinem neuesten Buche „Die Lawine von Faldum“ stellt Renker uns wieder die Hochgebirgswelt mit allen ihren Wundern und Schrecken unvergesslich vor Augen. Noch nie hat er so dramatisch das Ringen des Menschen mit einem Berg dargestellt. Denn nicht nur die Lawine, die als drohendes Gespenst den Leser bis zuletzt in Atem hält, auch der Berg, dem sie entspringt, der unheimliche Monte Nero mit seiner geheimnisvollen Vergangenheit, steht im Mittelpunkt des Geschehens und zieht alle Menschen des Buches irgendwie in seinen Bann. Mit dem Amerikaner Jack Worthing kommt moderner Unternehmungsgeist in ein stilles Hochtal. Worthing vollbringt nicht nur die gewagte Besteigung, er zwingt den Berg in einem großangelegten Werk, die seit Jahrhunderten bewachten Reichtümer herauszugeben. Ein einsames Menschenkind, der Hirt Walter Brawand, wird sein treuer Begleiter, sein Pflege Sohn und schließlich der Erbe des Bergwerks. In ihm versöhnen sich endlich die für das Tal so unseligen Gegensätze zwischen dem misstrauischen Dorf und dem Unternehmen am Berg.

* **Hans Katonet: „Kinder einer Stadt“.** Roman. (Verlag Paul Zsolnay, Wien IV.) In diesem erschütternden Roman wird die Lebensgeschichte dreier junger Menschen erzählt, dreier Jugendgefährten, die in Liebe und Haß miteinander verbunden sind. Kinder einer Stadt, wachsen Epp, Widahl und Waissl zusammen heran, aber schon früh entwickelt sich ein tiefinnerliches Rivalentum zwischen dem lebensfrohen und verwöhnten Epp und dem durch eine düstere Kindheit verkümmerten Widahl, der den anderen wegen seiner körperlichen Überlegenheit zugleich bewundert und gehässig beneidet. Widahl zerstückt Epps erste Liebe, zu der dieser erst nach vielen Jahren wiederfindet. Nach der großen Zeitwende des Krieges, der Waissl zum Invaliden gemacht hat, entzweiten sie auch politische Gegensätze, aber es geht immer nicht nur um Politik, sondern tiefer und menschlicher, um Unpersönliches; nicht bloß Fronten stehen gegen einander, sondern Menschen, Brust an Brust. Zwischen Widahl und Epp steht Waissl, ein Träumer, ein Dichter, eine Schlemihlfigur, überaus liebenswert in seiner der Welt nicht gewachsenen Innerlichkeit. — Der Roman ist von brennender Aktualität, blendend erzählt und faszinierend in seiner Verquickung von Politik und persönlichen Schicksalen.

* **Gustav Adolf und Deutschland** von Dietrich Schäfer, Johannes Paul und Bruno Geisler. (Dtsch. Buch- und Verlags-Ges., Stuttgart.) Der vor einer Reihe von Jahren verstorbene Prof. Dr. Dietrich Schäfer hat sich in seinen letzten Lebensjahren mit den Plänen eines Gustav-Adolf-Werkes getragen. Auf Anregung der Familie hat jetzt der jüngste Biograph des großen Königs, der Greifswalder Prof. Dr. Johannes Paul, der soeben eine dreibändige Biographie Gustav Adolfs beendet hat, das vorhandene Bruchstück herausgegeben, — ergänzt durch Teile eines früheren Vortrages Dietrich Schäfers, so daß eine neue, kurze und abgerundete Darstellung aus der Feder Dietrich Schäfers vorliegt.

* **Neuerscheinungen im Ullstein-Verlag.** Der Verlag Ullstein (Berlin) gibt jetzt sein Herbstprogramm bekannt. Es enthält u. a. die folgenden Neuerscheinungen: Friedrich von Holstein: „Lebensbeichte“, in seinen Briefen an Ida von Stülpnagel. Eingeleitet und herausgegeben von Helmuth Rogge. — Gustav Stresemann: „Bemächtigung“, dritter (Schluß-) Band. Er umfaßt die Zeit von 1926 bis zu Stresemanns Tod im Jahre 1929. — Bruno H. Bürgel: „Weltanschauung des modernen Menschen“. — Hendrik van Loon: „Geschichte unserer Erde“. — Dr. R. Baerwald: „Gedankenlesen und Hellsehen“. — Das Lexikon der Hausfrau mit etwa 4000 Stichwörtern. — Das Lexikon des Kaufmanns mit etwa 2500 Stichwörtern. — Paul Wiegler: „Geschichte der Weltliteratur“. Neue, bis auf die letzte Zeit ergänzte Auflage (21.—23. Tausend). — Volksausgabe Bidi Baum: „Stud. chem. Helene Willfüer“.

* **Neuerscheinungen im Propyläen-Verlag.** Das Herbstprogramm des Propyläen-Verlages, Berlin, enthält unter anderem die folgenden wichtigen Neuerscheinungen: Propyläen-Weltgeschichte, Band 4: „Das Zeitalter der Gotik und Renaissance“; Propyläen-Kunstgeschichte: „Die Kunst der Naturvölker“ von E. v. Sydow, neue, völlig umgestaltete und erweiterte Auflage; „Geschichte des Abendlandes im Hochmittelalter“ von Karl Hampe; Lion Feuchtwanger: „Der jüdische Krieg“, Roman.